

## **Ansprache zur Vernissage der Kunstausstellung von Doris Aebi, Uster, 11. Oktober 2008**

Eine gängige Phrase lautet, «Kunst kommt von können». Das stimmt zwar von der Wortgeschichte her, obwohl man den Satz auch schon verballhornt hat zu «Kunst kommt von gönnen». Ich meine aber, Kunst kommt vor allem von wagen, und das wiederum hat mit der Waage zu tun, in deren Zeichen die Künstlerin Doris Aebi morgen ihren Geburtstag feiert. Nichts zu tun aber hat es mit Ausgewogenheit. Etwas wagen bedeutet eigentlich, etwas auf die Waage legen, ohne zu wissen, wie sie ausschlägt. Etwas wagen heißt in der Kunst sich selber wagen. Sonst bleibt es Können, Know-how, *Kunstfertigkeit* – ein Widerspruch in sich selbst. Denn bei Kunst, die fertig ist, ist sozusagen die Luft draußen. Fertige Bilder gibt es nicht, sonst brauchte es uns alle hier nicht.

Doris Aebi bewegt sich schon seit Jahrzehnten im Spannungsfeld dessen, was man Kunst nennt. Sie hat ihr Handwerk gelernt, in der Zürcher Kunstschule F+F, denn auch wenn Kunst erst da beginnt, wo das Handwerk endet, so braucht es dies eben doch, wie es die Erde braucht, damit wir sie im Gehen immer ein klein bisschen verlassen können, Schritt für Schritt. Es gab auch gelegentlich Ausstellungen mit ihr, Einzelausstellungen, Gruppenausstellungen, vor allem aber hat sie gemalt – und daneben buchstäblich Tausende von Objekten gemacht. Bloß sind die immer alle sogleich aufgegessen worden.

Weil wir uns immer noch in einer zwar äußerst diskreten, aber dennoch in einer Form von Sklaverei behaupten und arbeiten müssen, um Geld zu verdienen, hat sich Doris Aebi nämlich den Luxus der Kunst durch über zwanzigjährige Arbeit als Köchin finanziert. Dass sie auch diese Arbeit gerne und als Künstlerin tat, ändert nichts an der Tatsache, dass es Lohnarbeit war, Lohnarbeit, die das, was sie ermöglichen sollte, zunehmend verhinderte. Ihre Bilder waren zum Glück ungenießbar, ich meine in kulinarischer Hinsicht, sonst wären sie bestimmt auch alle aufgegessen worden. So aber haben sich etliche erhalten, während viele andere zugleich vorhanden und nicht mehr vorhanden sind. Denn es gehört zur Arbeitsweise von Doris Aebi, dass sie ältere Bilder immer wieder übermalt: Kunst als Prozess.

Die Ausstellung, die uns hier und jetzt umgibt, ist, abgesehen von dem, was sie ausmacht – den Kunstwerken selber –, auch ein Bezeugen und Bekräftigen der Tatsache, dass die Künstlerin Anfang Jahr nun die Küchenschürze endgültig an den Nagel gehängt hat, um sich endlich ohne Netz und doppelten Boden der Kunst zu widmen, jenem ureigenen Tun, das sie an niemanden delegieren kann, weil es nur durch sie geschehen soll. Und die unerhörte Leichtigkeit, die ihre seither entstandenen Bilder auf den Raum und die Betrachter übertragen, ist, wie mir scheint, eine eindeutige Antwort auf ihr Wagnis. Nun ist es an uns, dass wir uns darauf einlassen.

Das Eingangstor bilden noch einmal, scharf und überdeutlich in den Blick gefasst, die unerlässlichen Küchenzutaten all der Jahre, ins Gigantische gesteigert, man weiß nicht, ob aus Zorn oder Dankbarkeit: Salz und Pfeffer, Felsbrocken gleich, gewissermaßen die glücklich durchschiffte Scylla und Charybdis. Ihre hyperrealistische Gewichtigkeit kontrastiert fast gewaltsam mit den Bildern, denen sie endlich weichen mussten und die nun in Form, Farbe und Bewegung mit einer Schwerelosigkeit verblüffen und erfreuen, die einen vergessen lässt, welchem Suchen, Zweifeln, Dunkeln sie, wie jede wahre Kunst, neben allem Spielerischen, auch ihr Dasein verdanken.

Die Bilder zu interpretieren, ist nicht meine Aufgabe und schon gar nicht meine Absicht. Bilder, die sich erklären lassen, sind keine Bilder. Bilder wollen betrachtet werden. So wie sich Doris Aebi nicht festlegen lässt, weder als Künstlerin noch als Mensch (wenn das überhaupt getrennt werden kann), so verweigern sich auch ihre Bilder und Objekte einem definierenden – und das heißt begrenzenden – Zugriff. Vielmehr versuchen sie Grenzen zu sprengen, innere wie äußere, was sich beiläufig auch darin manifestiert, dass sie sich den ihnen verpassten Rahmen aneignen und in ihre Farbwelt einbeziehen.

Auch die simple Frage, «abstrakt» oder «gegenständlich», greift bei diesen Malereien zu kurz. Dennoch vereint sie ein Motiv, nicht im Sinne eines Gegenstandes, sondern eben, wie das Wort besagt, als Antrieb, als Beweggrund, als Bewegung. Diese Bewegung geht in den gegenwärtigen Bildern von der Wahrnehmung eines Tuches aus, das auf einem der ersten Versuche, die Bewegung aufzugreifen, in die Bewegung einzuschwingen, auf dem Bild dort, wie eine Art Exposition erscheint: das gemalte Tuch bemisst die grundierte Leinwand, legt sich fast in seiner ganzen Größe darüber, tastet sie auf die Möglichkeiten ab, sich zu entfalten, zu verwandeln. Nun

kann man natürlich in allen Bildern danach Tücher in ihrer Buntheit flattern und wirbeln sehen, wenn man will. Aber dadurch trägt man von außen etwas hinein, statt das Gemalte in sich aufzunehmen. Doris ging es ja nicht darum, Tücher wie Wäsche aufzuhängen.

Spannender und den Bildern gerechter wird es, wenn man sich selber versuchsweise in den Prozess – die Bewegung – einlebt, die jedes Bild auf seine Weise weiterführt, auch wenn es immer auch – ein Geheimnis der Kunst – für sich besteht. Das Interesse der Künstlerin, das Wagnis also, führte sie dahin, diesen Prozess gestaltend zu beobachten, sich ihm anzuvertrauen, gespannt und offen, wohin er führen mag. Und er führt, wie die Ausstellung in fixierten Momenten daraus zeigt, dazu, dass sich die Stofflichkeit des Motivs immer mehr auflöst, dass die Farben selber ins Flattern und Fliegen und Fliehen geraten, so dass die Frage nach dem, was sie darstellen, belanglos wird.

Nicht belanglos ist die Frage nach dem Verfahren, das diesen Eindruck bewirkt, weil es unmittelbar mit diesem zu tun hat und buchstäblich noch tiefere Schichten der Wahrnehmung eröffnet. Was auf den ersten Blick so erscheint, als wären da auf einem in Pastelltönen verschwebenden Hintergrund mit kräftigem Pinselstrich tanzende Farbflecken aufgetragen, täuscht. Was als Hintergrund erscheint, legt sich vielmehr als Schleier über den eigentlichen Hintergrund dieser Bilder, der da und dort in den leuchtenden Farbsplittern hervorzwickert, die wie Herbstblätter über diesen Schleier zu wirbeln scheinen. Denn der erste Pinselstrich wurde in ein fertiges Bild gesetzt, dessen Fertigkeit damit jäh zum Wagestück eines neuen Anfangs wird. Doris Aebi übermalt, wie gesagt, viele ihrer Bilder immer wieder neu. Nicht nur, um dem bedrohlichen Weiß der Leinwand zu entkommen, aber auch deshalb. Mir scheint jedoch, es braucht noch viel größeren Mut, ein fertiges Bild wieder in den beunruhigenden Zustand der Unfertigkeit zu versetzen. Genau das tut sie aber.

Bevor sie das frühere Bild übermalt hat, heftete sie da und dort Fetzen von Klebstreifen darauf, die sie nach der Übermalung wieder entfernte. So zeigt sich an diesen Stellen zitathaft das ursprüngliche Bild, und das gegenwärtige trägt zusätzlich zu dem, was wir darin sehen, andeutungsweise seine Geschichte in sich. Das längst zerfetzte Tuch, das sich ursprünglich als Motiv bot, bewahrt in seinem spielerischen Farbenflug, was war: in Umkehrung des ersten

Blicks werden diese Fetzen zu Fensterchen in die Vergangenheit, die fragmentarisch ist, wie unser Gedächtnis.

Kunst ist nicht käuflich. Dass sich – und damit komme ich zum Schluss – alle diese Kunstwerke, auch die zum Weiterspielen anregenden Schachtelbilder, erwerben lassen, ist kein Widerspruch. Erwerben heißt eigentlich sich bewegen, durch tätiges Bemühen erreichen. Die Künstlerin hat das Ihre getan. Die Bilder sind bereit, in alle Winde davon zu flattern. Der Preis dafür, dem Kunstgegenstand in keiner Weise angemessen, ist eine Abschlagzahlung auf die Zukunft: damit Doris Aebi fortfahren kann, solche zauberhaften Gebilde hervorzubringen. Und in Anbetracht ihrer Arbeitsweise sollte man mit dem Erwerb allein schon deshalb nicht zögern, um diesen Bildern das Schicksal zu ersparen, dem sie sich verdanken: von neuem übermalt zu werden.

Taja Gut, Zürich, 11.10.2008